DAS KIND IN DER KRIPPE ALS HOFFNUNGSZEICHEN

PREDIGT BEI DEN KREUZSCHWESTERN BINGEN IN DER CHRISTMETTE 2009

Liebe Schwestern und Brüder,

vor einigen Tagen habe ich einen Brief erhalten, in dem u.a. stand:
Das Leben ist ein Wandern zwischen Sehnsucht und Angst! –

Das Leben als eine Art Wanderung zwischen Sehnsucht und Angst! Der Briefschreiber, von dem ich hier erzähle, kann in dieser Aussage sein derzeitiges Lebensgefühl gut wiederfinden. In der Tat sind hier die Spannung zwischen zwei Kräften,die in uns wirken, treffend beschrieben: Die Sehnsucht, die Vertrauen schenkt in eine bessere Zukunft und uns motiviert, alles zu tun, damit sie wenigstens teilweise in Erfüllung geht. Dann ist da aber noch die Angst, die das Gegenteil bewirkt, die uns lähmt, unser Vertrauen infrage stellt oder gar zerstört, uns zweifeln lässt am Sinn unseres Lebens. Und wir sind wie Wanderer zwischen den Welten, einmal mehr von der einen Seite, dann wieder von der anderen Seite bestimmt.

Auch die Geschichte des Volkes Israel war von dieser Spannung geprägt. Das ganze Alte Testament erzählt davon. Besonders die Propheten hatten ein gutes Gespür für die Gemütsverfassung der Menschen. Und sie brachten das, was die Menschen bewegt, ins Wort. Ein gutes Bespiel dafür ist die erste Lesung [1], die wir eben gehört haben. Jesaja beschreibt auf der einen Seite die Angst, die in der Geschichte dieses Volkes begründet ist. Die Angst vor Fremdherrschaft, Unterdrückung, Sklaverei, Ausbeutung, blutiger Gewalt. Wer das erfahren und erleiden muss, lebt in Unfreiheit und wohnt in der Finsternis. Wie oft hat Israel dann sein Vertrauen zu Gott verloren, sich von ihm verlassen gefühlt. Jesaja aber mahnt seine Zeitgenossen, das Licht am Ende des Tunnels nicht zu übersehen. Er hält so die Sehnsucht wach nach einem besseren Leben in Freiheit und Gerechtigkeit.

Das Bindeglied zwischen Angst und Sehnsucht, die Brücke, die diese beiden so unterschiedlichen Welten miteinander verbindet, ist die Hoffnung. Die Hoffnung kann Angst überwinden und die Sehnsucht lebendig halten oder sogar verstärken.

Die ganze Hoffnung des Jesaja richtet sich nun auf die Geburt eines besonderen Kindes. Wenn dieses Kind erst auf der Welt ist, wird sich alles zum Besseren wenden.

Kinder sind Zeichen, Sinnbilder der Hoffnung. Wo Kinder fehlen, fehlt es oft auch an Hoffnung. In unserer Gesellschaft werden zu wenig Kinder geboren. Das mag vielfältige Gründe haben, die wir hier nicht analysieren müssen. Aber einer Begründungen, die immer wieder von jungen Paaren genannt wird, ist mangelndes Vertrauen in die Zukunft. Darf man seinen Kindern eine unsichere wirtschaftliche Entwicklung zumuten? Ist es zu verantworten, heute noch Kinder in eine Welt zu setzen, die von den Menschen mehr und mehr zugrunde gerichtet wird?

Andererseits: Wie viel Hoffnung setzen Eltern in ihre Kinder! Die sollen es einmal besser haben und vor allem besser machen. Sie sollen einmal das erreichen, was den Eltern verwehrt geblieben ist. Natürlich ist es gut, seinen Kindern etwas zuzutrauen. Allzu viel in sie hinein zu projizieren kann sie aber auch völlig überfordern.

Und damit bin ich wieder bei dem Text aus der Lesung. Wenn damit ein konkretes Kind gemeint ist, kann einem das nur leid tun. Was sind das für Erwartungen, die auf dieses Kind projiziert werden? Martin Buber hat die Stelle so übersetzt: *„Seinen Wundernamen ruft man: Ratsmann des heldischen Gottes, Vater des Siegesgewinns, Fürst des Friedens.“*[2]

In diesen Versen verdichten sich die Messiaserwartungen des jüdischen Volkes. Es hat auf einen Nachkommen des Königs David gewartet, in dem die Sehnsucht und Hoffnung von Jahrhunderten menschliche Gestalt annimmt.

Ist das überhaupt möglich? *„Der leidenschaftliche Eifer des Herrn der Heere wird das vollbringen.“*[3] Was muss das für ein Kind sein, wie herrlich seine Geburt im schönsten und größten Palast dieser Erde – so haben die Menschen sich das wohl vorgestellt.

---

[1] Jes 9,1-6
[2] Bücher der Kündung. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Heidelberg 1958, 8. Auflage 1985, Seite33
[3] Jes 9,6

Wenn eine Frau schwanger ist, sagt man etwas altmodisch, sie sei guter Hoffnung. Wie viel Hoffnung mag Maria selbst im Laufe der neun Monate mit ihrem werdenden Kind verbunden haben – nach all dem, was der Engel ihr bei der Verkündung in Anlehnung an die Verheißungen der Propheten gesagt hatte? Und dann der Befehl, sich hochschwanger auf die beschwerliche Reise nach Bethlehem zu machen; dort keine Herberge zu finden und schließlich in einem Stall zu landen, wo nach all den Strapazen die Wehen einsetzen und das Kind auf die Welt kommt. Auch Maria war eine Wanderin zwischen Sehnsucht und Angst. Und dieses ihr ärmliches Kind in der armseligen Krippe soll der große Retter sein, auf dem alle Hoffnung ruht?

Es gibt keine historisch gesicherten Erkenntnisse über die Umstände der Geburt Jesu. Wenn Lukas uns das so erzählt, wie es uns nun vertraut ist, will er damit ein Zeichen setzen. Wenn wir in Not und Bedrängnis sind und die Angst überwiegt, denken wir oft, die Rettung käme von außen. Unsere Sehnsucht richtet sich dann auf einen großen Held, der von oben kommt und für Ordnung sorgt. So könnte man ja auch die Verse bei Jesaja verstehen. Aber so ist es nicht, jedenfalls nicht bei Gott. Gott kommt nicht von außen, um seine Welt zu erlösen. Er geht hinein: hinein in das menschliche Leben, hinein in die Not, die Armut, die Bedrängnis, die Angst. Eine alte Weisheit heißt: Wir können nur verändern, was wir zuvor angenommen haben. Gott macht damit ernst. Durch Jesus nimmt er die Menschheit an mit allem, was dazu gehört – bis zum Tod am Kreuz. In Maria und Josef, in Jesus selbst erträgt Gott unsere Angst. Nur so kann er schließlich auch unsere Sehnsucht stillen. Jesus wurde und wird nicht hineingeboren in eine heile Welt. Dann müsste er überhaupt nicht geboren werden. Er wurde und wird hineingeboren in eine erlösungsbedürftige Welt und in unsere ganz persönlichen Nöte, Unsicherheiten, Zweifel und Ängste. Der Stall von Bethlehem ist das Bild dafür, das Lukas für uns zeichnet.

Wenn wir alle emotionalen Verklärungen weglassen, ist das zunächst ein sehr düsteres Bild, in dem kaum Hoffnung zu entdecken ist. Was soll aus einem Kind werden, das unter solchen Umständen zur Welt gekommen ist? Und wo liegt die Hoffnung in all den dunklen Erfahrungen unseres je ganz konkreten Lebens?

Damit wir nicht in diesen dunklen Farben hängen bleiben, hat Lukas gleich noch ein anderes Bild gemalt und daneben gestellt. Es ist die Szene mit den Hirten, die damals ein karges Leben am Rande der Gesellschaft führen mussten. Sie stehen stellvertretend für die Zielgruppe des ganzen Geschehens. Sie sind das Volk, das im Dunkel lebt, sie vertreten alle, die im Land der Finsternis wohnen. Um diese Menschen – arm, krank, benachteiligt, ausgestoßen – geht es im ganzen Lukas-Evangelium. Und genau diesen Leuten geht ein großes Licht auf – *„der Glanz des Herrn umstrahlte sie“*. Da sehe ich ein Bild vor mir in den hellsten und lebendigsten Farben. Der Engel bringt ihnen die frohe Botschaft, dass hier und heute der Messias geboren ist. Abe sie sollen sich davon keine falschen Vorstellungen machen. Sie werden keinen Prinzen in einer goldenen Wiege finden, sondern ein ganz gewöhnliches, Kind, das in gewöhnliche Windeln gewickelt ist. Und beim Anblick dieses Kindes wird ihnen auch ihr eigenes Leben in einem ganz neuen Licht erscheinen.

Weihnachten heißt für mich auf diesem Hintergrund: Gott will in unsere Ängste, Unsicherheiten, Ungeborgenheit hineingeboren werden. Dann kann sich von innen heraus etwas verwandeln und heil werden. So können es dann vielleicht auch Menschen feiern, denen gar nicht zum Feiern zumute ist.

Jemand sagte zu mir: „Ich möchte Ihnen danken, für diese mir völlig andere Sichtweise im Bezug auf Weihnachten. Ich muss mir nur bewusst machen, dass gerade in mein Chaos hinein Jesus gekommen ist. Ich muss ihn einfach nur einlassen.“

Dem habe ich nichts mehr hinzuzufügen. AMEN

© Pfr. Walter Mückstein